

Dem Frieden entgegen

Autor(en): **Roger, Noëlle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

durchdrungen sei; dazu gehört das Feuer heiliger Begeisterung. „Und wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle!“ Wer diese Liebe in sich fühlt, freue sich; wem sie fehlt, überlasse andern, was er nicht vermag. Der Berufene aber hat ein herrliches Wirkungsfeld vor sich, er leistet Arbeit, die gestaltend und umgestaltend in die Tiefe wirkt; denn das Wort, „die Gestaltung der Umgebung jedes einzelnen bedeutet eine kulturelle Funktion im besten Sinne“ ist keine Phrase, so wenig wie der Ausspruch eines großen Mannes,

zu dem wir alle mit Ehrfurcht emporblicken: „Liebe und Verständnis für die Kunst kann auch das Leben des Armen an edeln Freuden unendlich reich machen!“

Die Möglichkeit, in der Schule Kunstfreunde und Kunstverständnis anzubahnen, veranschaulicht unsere Landesausstellung, wenn auch nicht in stofflich und geschmacklich einwandfreier, so doch in recht eindrücklicher Weise. Sie bietet einen fesselnden Anschauungsunterricht, der jedem, dem die Frage der künstlerischen Erziehung am Herzen liegt, von Nutzen sein wird.

Emil Bollmann, Winterthur.

Dem Frieden entgegen.

Erzählung von Noëlle Roger, Genf.

Nachdruck verboten.

Aus der Novellensammlung „L'Apaisement“ übersetzt von Dr. Johannes Widmer, Genf.



St. Galler Stickerei. Store in Kettenloch-Stickerei. Nach Dessin von G. Senn, ausgeführt von Fritz Schelling, St. Gallen.

Juni.

Für dich, mein Freund, schreib ich diese Briefe. Freilich, du liest sie nicht. Deine Augen sind geschlossen. Nicht daß es mir darum zu tun ist, meinen Kummer, meine Verzweiflung schreibend abzuschütteln. Sie ist stärker als alle Worte. Einzig das Schweigen ist mir gut. Aber von meinem zerstückten Leben, aus dem sich Glück um Glück verzogen hat, ist mir die Erinnerung an die zwei Jahre freudiger Erwartung überblieben, die ich deiner Liebe danke.

* * *

So versenke ich mich denn, um die widerwärtige Folge der Tage zu ertragen, immer und immer wieder in dieses ach so kurze Stück Vergangenheit, versuche, es um mich her mit Gewalt hinzudehnen, halte mich an alle Dinge, die es mir nur vergegenwärtigen können, und habe mich, aus Angst, das Gedächtnis versage hier und dort, entschlossen, meine Gedanken in sichere Gewahrsam zu bringen, meine Gedanken, die mich ja alle dir zutreiben...

* * *

Die Zukunft? Eine hohe Mauer, an der meine Stirn zerbricht. Kein Ausweg. Keine Hoffnung. Und doch bin ich noch jung, kaum vierunddreißig. Und bin so ganz allein, allein mit meinem Sohn, dem kleinen Kranken, dem Sprossen jenes Entnersten, der soviel Leid über mich gebracht hat. Mit meinem Sohn, in dem ich Tag für Tag die schreckliche Ähnlichkeit überhandnehmen sehe und an dem nur zu bald auch die Anzeichen der nervösen Verderbnis, die er mit sich herumträgt, zutage treten werden! Die Zukunft hat für mich nur neues Leid im Schoße. Ach, mein Freund, wenn ich nicht die Erinnerung an dich hätte, in der ich mich bergen darf!

* * *

29. Juni.

Unten an der Zufahrt hab ich von der Landstraße her den Postboten einlenken sehen: von nun an bringt er mir keine Freude nachricht mehr! Er hat mir einen einzigen Brief überreicht, in dem mir eine Freundin Mut zuspricht und meint: „Verzweifle nicht! Du hast ja noch ein Kind!“

Was sollen mir Glückwünsche? Gewiß, heut ist der neunundzwanzigste, mein Geburtstag. Warum läßt man mich das Datum nicht lieber vergessen?

Könnt' ich den Tag doch auslöschen von seiner Stelle! Könnt' ich sie vertilgen, diese Geburtstage,

an denen die fernste Vergangenheit in die Gegenwart hereinbricht und einen Jammer wachruft, daß einen der Lebensmut darob im Stiche läßt!

* * *
29. Juni. Ein Kind erwacht in seinem Stübchen auf dem Lande. Bevor es nur die Augen auf tut, fühlt es sich schon mitten im hellen Sonnenschein. Es weiß, die Feldblumensträuße, die im Kranz an den Wänden herumgehen, werden heute wärmer leuchten als an den andern Tagen. Die Vögel singen aus voller Kehle im Gezweig der Kastanienbäume. Sie könnte darnach greifen. Aber sie drückt die Augen zu, damit die herrliche Minute noch ein wenig länger dauere. Eine Freude schwellt ihr Herz, sie muß fast weinen... O, die Blumen, o, die Bäume und die Felder! Wie werden Mama und die andern sie heute froh empfangen!

* * *
Etwas später. Zur Abendzeit. Eben ist das Mädchen noch über Feld gesprungen. Da hält sie plötzlich still. Morgen wird sie zwölf. Das bringt sie auf den Gedanken, daß sie nie, nie wieder nur zwölf sein wird. Nie. Und es kommt ihr vor, als verliere sie unwiederbringlich ein Stück von ihrem Selbst, etwas, was so recht zur Lebensfreude nötig war. Sie fürchtet sich vor dem Wachsen... Fürchtet sich, bald nicht mehr das Mädchen im kurzen Röschchen und im Fliegehaar zu sein. Es ängstigt sie, daß sie eine Erwachsene werden soll. Wer weiß, welche geheimnisvolle Stimme ihr zuspricht... O, was für eine Trauer sank an jenem Abend, als die Sonne hinter den hohen Tannenstämmen niederging, von dem düstern Geäst!

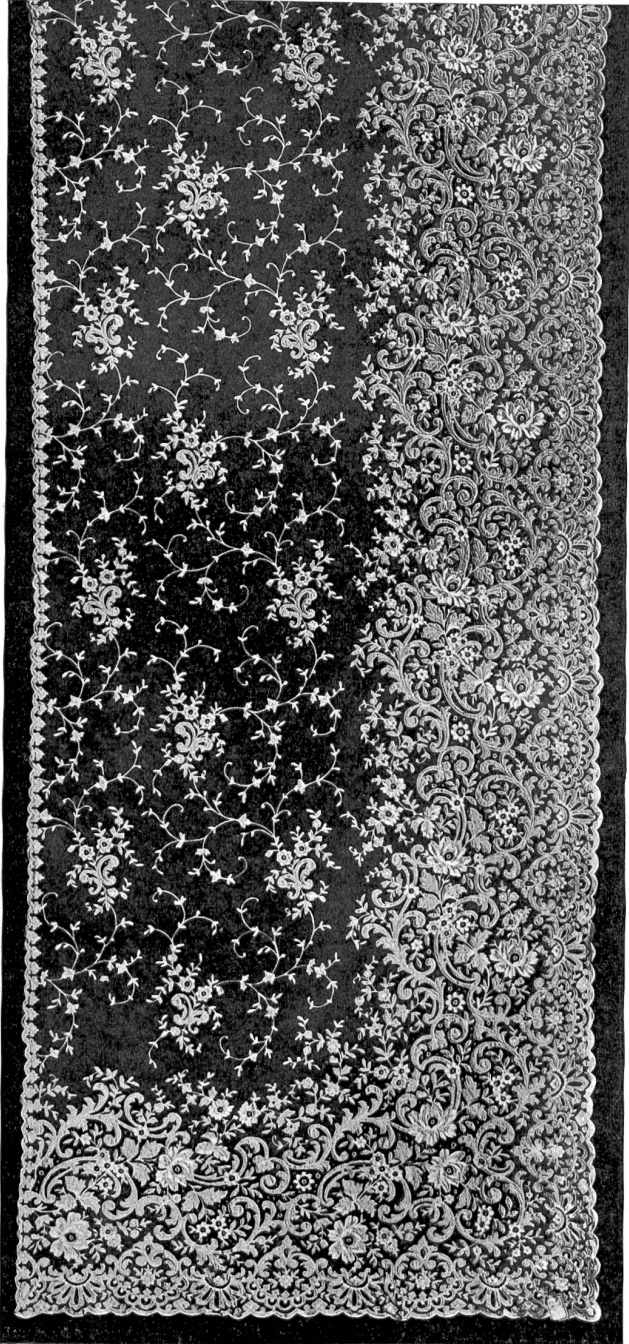
* * *
29. Juni. Und dann sehe ich die junge Frau wieder, die ich war, gebrochen, aber nicht ergeben, und neben mir den Neurastheniker, meinen Gatten. Warum hab ich ihn geheiratet? Weiß man das? Ich glaubte wohl, ich liebe ihn. Ich habe an ihn geglaubt. Durch mein Warten und mein Sehnen sah ich ihn. Was für ein Erwachen! Kaum waren wir einige Monate vermählt, da durft' ich es schon nicht mehr wagen, geradeaus zu schauen.

* * *
Langsam vergehen die Jahre. Ein Hoffnungsstrahl bleibt mir in meinem Elend. René kommt zur Welt. Du armes kleines Wesen! Mitleidig mußte ich den winzigen Kopf betrachten, der mir auf dem Arme lag. Ist es nicht eine Sünde, Wesen zur Welt zu bringen, deren solche Leiden warten? Sei's; doch meiner freudlosen Mutterschaft war doch ein Hauch Anmut und Gnade widerfahren. Da wurde es um meinen Gatten schlimmer. Er wurde immer peinlicher. Er schien mich zu verabscheuen, hielt es aber doch ohne mich nicht aus. Vorwurf über Vorwurf mußte ich geduldig tragen. Bis in den Schlaf hinein verfolgte er mich damit...

Ich mußte René nach Savoyen zu seiner Amme schicken.

Wie seh ich das düstere, ewig verschlossene Haus vor mir, mit dem Garten, der vielmehr ein Gefängnis war, und der langen Linie des Jura, die mich

schmerzlich an die Jugend erinnerte. So war es zwei Jahre durch. Und dann starb mein Mann. Und ich war allein, nicht frei; denn furchtbar lastete die Empfindung meiner Gebrochenheit, meiner Vereinsamung auf mir. Acht Jahre lang war ich unaufhörlich erniedrigt und beleidigt worden. Es war so weit gekommen, daß ich mir in der Tat als ein absonderliches Geschöpf vor kam, schuld ich weiß selbst nicht woran, das Opfer einer geistigen und sittlichen, durchaus unheilbaren Schwäche. Vor lauter Unterdrückung war ich fortan willenlos. Auf's neue mußte man den kleinen René wegnehmen, der unter meinem Zustand litt. Er war fünf Jahre



St. Galler Stickerei. Vorhang in Kettenstich-Stickerei. Nach Dessin von G. Weber-Benz ausgeführt von Fritz Schelling, St. Gallen.

alt; er konnte merken, was vorging. Der Arzt riet, ihn dem Lande, dem gesunden Bauernleben und der heitern Liebe seiner Amme zurückzugeben.

* * *

Da kamst du, mein Freund, in mein Elend und meine Einsamkeit. Da gewannst du mich und nahmst mich ganz gefangen. Und deine Liebe erfüllte mich dermaßen, daß ich nicht mehr der alten Leiden dachte. Auch du hattest gelitten. Ein Weib hatte dich verraten. Und da gelang es dir mir darzutun, wie sich aus unser

beider Schicksal ein neues Leben schmieden ließe. Dein ganzes Zartgefühl ward mein Teil, dein ganzes feines Innenleben, deine heimliche Größe, und ich durfte glauben, daß ich zu deinem Glück notwendig sei. Du liebest mich in deine Arbeit, in dein Denken sehen. Und so ward ich durch dich vor mir selbst gerechtfertigt, der drohenden Verdüsterung, der ganzen Vergangenheit entrissen und aus der allzuschmerzlichen Umgebung wie entführt. Ich habe dich in Italien und dann in deiner Heimat, der Dordogne, aufgesucht, für die du mich zu begeistern wußtest, und da hast du dies Heim für mich gewählt, diesen lieben Zufluchtsort, auf dich zu warten. . .

Am 29. Juni, letzten Jahres, war ich hier. Ich stand wartend am Fenster. Auf der Straße, zwischen den Kornfeldern, sah ich dein Auto kommen. Dein Auto, das du mit Blumen gefüllt hattest. Wie warst du froh! Du sagtest: „Da bring ich dir ein schönes Festgeschenk! Es ist nun sicher, daß ich geschieden werde. Und dann bist du bald mein Weib!“

Nur wenige Tage galt es noch zu warten.

Und dann kam der Schlag, geschah das Furchtbare. Das Eisenbahnunglück. Dein Name, ich las ihn auf der Totenliste.

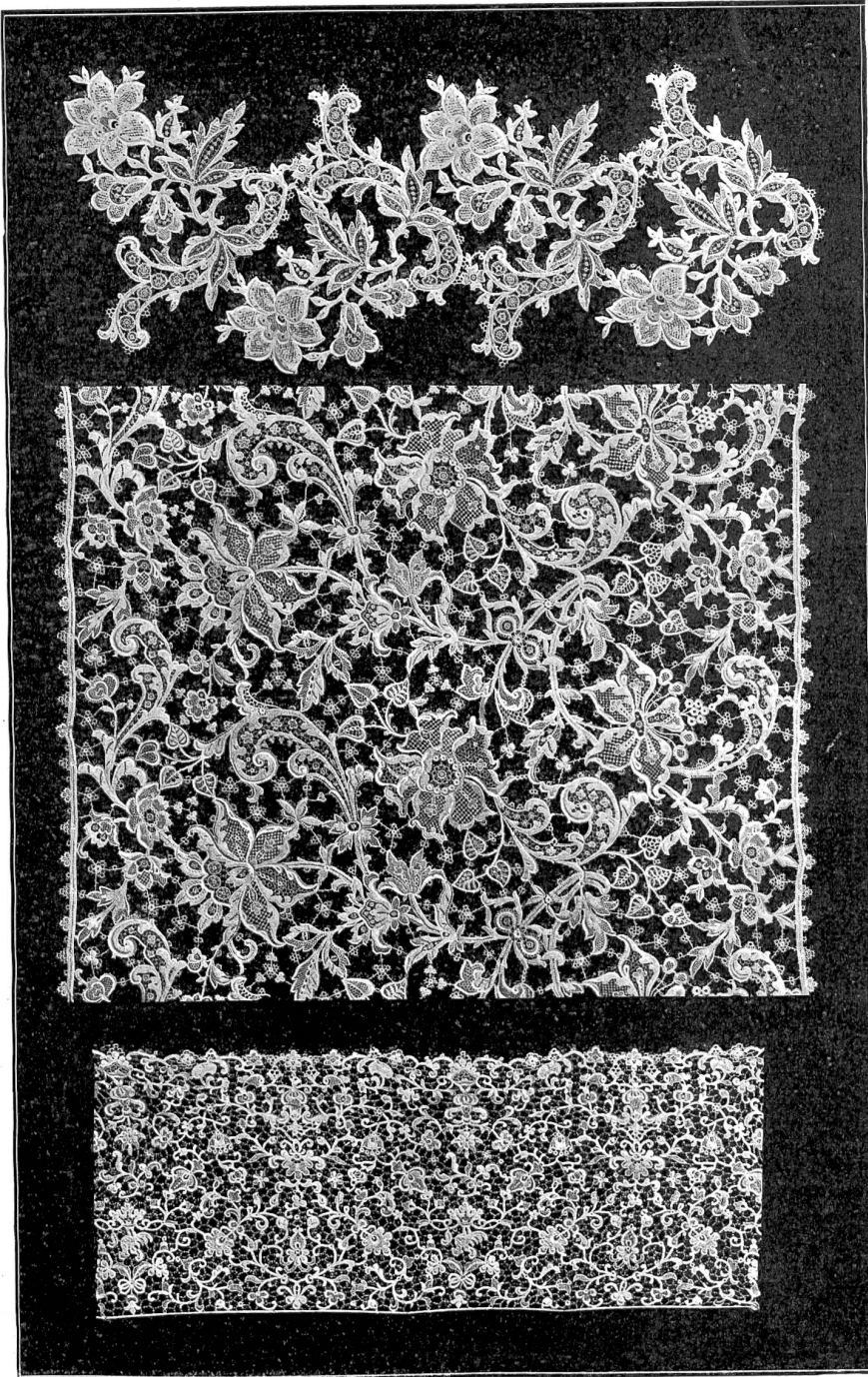
Ich muß die Augen schließen. Ich mag das Bild nicht vor mir sehen. Ich flüchte mich auf mein Zimmer und mache die Läden zu.

Welche Einsamkeit! Daß ich dich nicht mehr haben soll, mein Freund! Daß ich verurteilt sein soll, ohne dich zu leben! Und so lange noch! So ohne Liebe!

Ja, es ist wahr, ich habe noch mein Kind.

* * *

Mein Freund, das kränkt dich nicht? Es schien mir, als wär' ich dazu da, dich zu lieben, und nur dich, von Jugend an. Für deine Kinder wäre ich gewiß eine hingebende Mutter gewesen, für gesunde und schöne Kinder, für Kinder, in denen man alle Tage einen Zug, eine Ähnlichkeit mit dem Antlitz des Geliebten entdeckt. . . Wenn mir nur ein Lebendiges von dir geblieben wäre!



St. Galler Stickerel. Handmaschinen-Stickerelien (Imitationen echter Spitzen).
Ausgeführt von Bland & Co., St. Gallen.



Gregerzer Spitzen der Sociéte Dentellière Gruyérienne, Gregerz, im Bazar für Reisenden im „Dörfli“ der Schweiz. Landesausstellung. Aus „Das Werk“ 1914 S. 6.

Als ich nach dem Unglück nach Savoyen ging und René abholen wollte, kam es wie eine furchtbare Demütigung über mich, dies kleine, fränkliche, hinfällige, schon nervös angegriffene Geschöpf vor mir zu sehen. Schon regte sich der Nervenzug des Vaters um die Lippen. Und das sollte mein Alles sein ... Ja, das ist alles, was mir bleibt.

Und immer muß ich an meine Ankunft in diesem stillen Bauernhaus denken. Weinen konnt' ich nicht. René war verschüchtert und zog sich von mir zurück. Da faßte die Amme meine beiden Hände, und ich empfand die Zartheit dieses verständnisvollen Herzens: „Sie müssen nicht so verzweifeln, Frau ...“

René ist kalt und schweigsam. Es scheint, er sei ganz in sich versunken, als bekümmere ihn nichts, was um ihn her vorgeht. Manchmal tritt er auch aus dieser Schweigsamkeit heraus und verfällt in solche Wutanfälle, daß ich den Vater in ihm aufleben sehe. Stelle dir meinen Kummer vor, mein Freund! Ein kleines Wesen zu besitzen, das man trotz allem liebt, fast körperlich, und dessen Aeußeres, dessen Blicke und Gebärden einem wehtun und eine alte unheilbare Wunde aufreißen!

Soeben kommt René ins Zimmer zu mir. Betroffen wandte ich mich um. So oft er so unversehens erscheint, muß ich denken: Gott, wie gleicht er seinem Vater!

Er hatte sein rotes Matrosenkostüm an, in dem er noch schmäler aussieht als sonst und bleich! Er hielt mir einen Blumenstrauß hin, wie's nun eben bei Festen der Brauch ist, der Gärtner hatte ihn zurechtgemacht, und sagte einmal, zweimal, wie eine auswendig gelernte Aufgabe: „Schönen Geburtstag, Mama!“

Ich zog ihn an mich und küßte ihn. Aber ich mußte die Augen abwenden, daß ich seinen Augen nicht begegne, seinen Augen, die jenen andern so sehr gleichen.

Und René sagte: „Du arbeitest an deinem Geburtstag, Mama?“

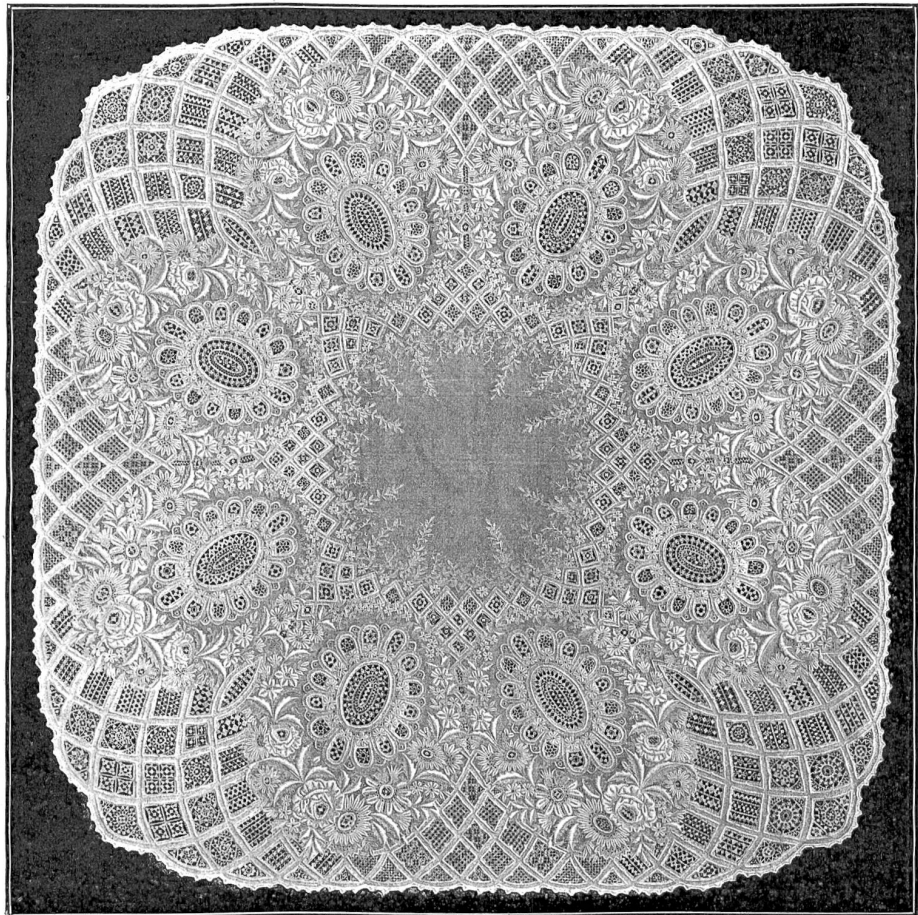
Ich antwortete: „Wenn du magst, wollen wir spazieren gehen ...“

Meine Feder war zu Boden gefallen. Er hob sie auf und zog einen langen Strich über die Seite.

„Was machst du, René?“ Aber ich konnte nicht anders als lächeln, wenn ich den geheimen tiefen Sinn dieses kindlichen Tuns bedachte ...

* * *

So sind wir denn spazieren gegangen. Zuerst gingen wir der langen Allee nach, in der ich so oft an



Appenzeller Stickerei. Taschentuch in feiner Handstickerei. Ausgeführt von Eduard Sturzenegger.

deiner Seite wandelte. Dein hohes Haupt überragte das meine. Wie unentbehrlich schien es mir!

Ich hielt an und rief nach René, der wortlos hinterher marschierte. Er ist immer so zurückhaltend, so schwunglos und verschlossen. Schon ist er fast achtjährig und kann noch nicht lesen. Es scheint unmöglich, ihm irgend etwas beizubringen. Es fehlt ihm an Wißbegier und an Aufmerksamkeit. Nur was er auf dem Lande sieht, die Ernte, das Vieh, bringt ihn zum Sprechen. Dann wird er oft sogar gesprächig.

„Wir wollen an den Fluß gehen, Mama!“

Der ruhige, vielgewundene Fluß zwischen den Pappeln, den langes, blühendes Riedgras fast verdeckt, er war, wie ich ihn sah, als du, mein Freund, mich hierher führtest. Mild und heiter wie damals, mit dem schwanken Gezweig, das sachte auf dem dunkeln Wasser wogt. Dann wandte ich mich um und betrachtete in der Sonne das goldene Heu und reisende Korn, woraus da und dort eine Mohnblüte grüßte. Es war jenes Entfalten einer zwecklosen Pracht und eiteln Freude, das mir so wehtut ...

„Der Müller ist sehr vergnügt, Mama, weil es so viel Korn gibt,“ sagte da René gewichtig.

Auch ich befandete Befriedigung.

„Mama, in den Jahren, wo es kein Korn gibt, was tun da die Müller und alle Leute hier?“

Ich dachte nach. Diese Frage hatte ich mir noch nie gestellt. „Nun, René, ich denke, sie lassen es von auswärts kommen.“

„Ja, Mama, aber mit was für Geld bezahlen sie es dann, da es doch das Korn ist, was ihnen Geld einbringt?“

Ich wollte meine Unwissenheit nicht eingestehen.

„Sie haben vielleicht Hühner und Gemüse im Garten.“

„Das reicht nicht!“ erklärte René entschieden. Und wieder staunte ich über den Wirklichkeitsinn in diesem Kinde. Ich erkläre ihn mir im Gedanken an seinen langen Aufenthalt im Bauernhaus, bei der Amme. Der Arzt, der seinen Vater pflegte, hatte es ja schon gesagt: Dies Kind muß auf dem Land erzogen werden. Vielleicht, daß es sich dort entwickelt!

Diesen Abend sah ich lang in die Röte hinter meinen Pappeln. Seit meiner Heirat hab ich das purpurne Gitterwerk in den dunkeln Laubmassen nie ohne Herzpochen ansehen können. Als ich noch ein Mädchen war, zauberten mir die Sonnenuntergänge alle, die ich unter den Bäumen unseres Gartens sah, alle herrlichen Möglichkeiten des Lebens vor. Und heute geht es wie ein tastendes Erinnern durch mein wundes Herz, mag es auch schon lange und nur zu genau wissen, daß der Himmel uns eine kleine Weile nach Golde schimmert und rasch verglimmen wird.

* * *

Juli.

Wir sind gegen Abend von einem Spaziergang heimgekommen, René und ich. Es war um die Stunde, wo lange und immer längere Schatten über das rosige Getreide streifen. Wir hatten den Weg gewählt, der in den Eichenschlag absteigt. Und dann kam das Haus zum Vorschein, das niedrige, lange, mit seinem Ziegeldach, und enthüllte seine maßvolle Front. Halb Bauernhof, halb Schloß, läßt es an den beruhigten Ausdruck alter Bauten denken. Eine dünne Rauchsäule stieg in den purpurnen Himmel hinein. In einigem Abstand nahe beieinander standen die Pachthöfe. Ringsumher blonde Felder. Die Krümmungen des Flusses gaben ihm etwas Klarbestimmtes. Eine Glocke läutete in der Ferne zum Abendsegen. Alles war so ruhig, so beschwichtigend. Mein Haus, worin joviel Leid ist, sah so froh und glücklich aus ...

* * *

Juli.

Anderer Frauen haben die eine oder andere Lieblingsbeschäftigung, die ihre Tage füllt. Ich nicht. Es ist, als ob ich nicht mehr sei, mein Freund, seitdem du mir genommen bist. Ich las die Bücher, die du liebtest. Jetzt aber, wozu sind sie mir jetzt nütze? Du schufest mir eine Seele, die für Geist und Kunst offen war. Ich tat, was ich konnte, daß ich dich mehr und mehr verstehe, dir näher sei. Aber jetzt ... Ach, mit allen Fibern meines Wesens zieht es mich zu dir!



Bekleidungskunst an der Schweiz. Landesausstellung. „Modeschau“ im Pabillon der vereinigten Aussteller Adolf Griebler & Co., Zürich, und C. F. Bally N.-G., Schönenwerd.

Und so erwacht der Aufruhr in mir wieder.

* * *

Den 14. Juli.

Ich denke an diesen Abend im vergangenen Jahr. Um weiter vom Dorf und seiner Festfreude abzukommen, waren wir in jenes Tal gegangen, das dir so lieb war. Es war still und warm; unter dem schwülen Himmel spürte man's wie Druck von fernen Wettern. Ein tiefes Schweigen rings um uns. Unmerklich sank die Nacht herab. Es war kein Abendrot entstanden. Die Dunkelheit war auf einmal so dicht, daß man den Weg nicht mehr erkennen konnte. Nur das Gefunkel der Leuchtkäfer durchdrang das tiefe Schwarz. Sie glänz-

ten glühender als sonst, und man träumte, man vernehme ihren lautlosen Ruf, ihr Liebesverlangen nach dem fernen Freunde.

Da entdeckten wir mit eins die tausend Lichter der erregten Stadt vom Hügel her. Tanzmusik ertönte bis zu uns her. Das wilde Leben brauste in unser wunderbares Horchen und Sinnen jäh hinein.

Dieser Abend, wo das Dorf verlassen und das Gesinde ausgezogen ist, um das Feuerwerk zu sehen, hat all das neu in mir heraufbeschworen. Wie diese gleichgiltigen Dinge einen grausam an das Innigste gemahnen! Wieder sah ich das Fest, das wir begingen, und unsere Flucht ins stille Tal und das Liebeslicht der leuchtenden Tierchen.

* * *

Juli.

Mein Freund! Ich bin zu dem alten veriegelten Schloß gepilgert, wo du deine Kindheit zugebracht und das du zurückkaufen und herrichten wolltest. Langsam bin ich die Allee entlang gegangen, auf der sich schon das Unkraut breitmacht. Wie oft haben wir sie Seite an Seite durchmessen und haben uns dann auf jene steinerne Bank niedergelassen! Du erzähltest mir, wie einer deiner Vorfahren an dieser Stelle hatte begraben werden wollen, daß er der Frau nahe bleibe, die er so sehr geliebt. Und dann dachten wir nur noch an uns selbst. Eine Grille fing zu zirpen an, und durch das Laubwerk sanken goldene Glutten auf das Gras. Eine wunderbare losende Ruhe schwebte vom verschlungenen Gezweige nieder und vom samtnen Rasen auf ... Du sagtest: „Wie tut mir diese sommerliche Harmonie so wohl!“

Ja, es war ein Paradies auf Erden, das uns seine



Vornehmes Wohnzimmer an der Schweiz. Landesausstellung, ausgeführt von J. Keller, Möbelfabrik, Zürich, Mitarbeiter Streiff & Schindler, Architekten, Zürich.

Tore aufst. Es war eine Seligkeit, fern von der Welt vereint mit dir hier hinzuleben. Ein Sommer hätte den andern abgelöst. Fast wie das gelobte Land stand das Glück uns offen.

Ich muß weg von hier. Die Augen tun mir vor Tränen weh. Ganz am Ende der Allee kommt die Umfassungsmauer zum Vorschein, halb hinter den Büschen verdeckt. Ich stoße die Tür auf. Der Ehrenhof: das Pflaster ist eingesunken, Gesträuch wächst dazwischen. Und die lange Front mit den beiden Turmvierecken, der verschlossenen Pforte über den drei Steinstufen, den Fenstern, deren einige weit offen stehen und gähnen, während andere verrammelt sind, die Risse in den Mauern, die sich von Winter zu Winter weiter dehnen, alles macht mir den Eindruck, als sei es das leidverzerrte Antlitz der Erinnerung. Ich umschreite den ganzen Park. Der alte hundertjährige Ephen umgarnt das Gemäuer, überspringt in grünen Bogen jede Bresche und bildet über dem Eingang ein festes, dichtes, grünes Dach. Da stell' ich mir dann vor, wie du, mein Freund, als gelenter kleiner Knabe über die Terrassen sprangst und schon fühltest, wie schön dies alles war. Und später wirst du ein Jüngling und zeichnest das einsame Tal dem Schloß gegenüber, die heißen steilen Felsen, die fernen Wälder, mit der ganzen Hast eines, der die Fülle seiner Empfindung greifen und festhalten will. Wir müssen uns in unserer Kindheit geglichen haben, Freunde der Stille, die wir waren. Warum mußten, durften wir uns erst zu so später Stunde, nur für so kurze Frist entdecken?

Wie ich mich dir nahe fühle, wenn ich dich so mitten in der Welt deiner Jugend sehe, an der Stätte, wo sich

dein zartes Gemüt gestaltete, das auch mich zu heilen berufen war ... Ich fürchte nur, die Fenster möchten sich auf tun und die Mauern neu erstehen, andere Menschen möchten dies Heiligtum an sich ziehen und dein Bild wie meine Gegenwart daraus verjagen ... Aber nein, warum sollten sie auch kommen? Sah ich doch so viele Schlösser geschlossen, so manche Häuser preisgegeben in diesem Land, das sich langsam entleert. Mit jedem Herbst gehen an einem der Sitze die Fenster zu und nie mehr auf. Auch in den Dörfern verlöschen mehr und mehr die Feuer. All die Zeugen einstiger Größe, gewesenen Glücks, zerfallen und verkommen. Und die engen Täler, die niedern Hügel, dies endlose Gewell mit dem Schimmer der blühenden Heiden weit und breit, verödet.

Trotzdem kann ich mich nicht nach der Heimat sehnen, so schön sie ist im Ringe ihrer Alpen; am See, mit ihren fruchtbaren Gefilden. Sie ist für meinen Sinn viel zu zerstückt, so volkreich, zu geschäftig und zu laut.

Dein Land ist mein Land geworden, mein Freund, so, wie es sachte stirbt; nur hier ist noch meines Bleibens. Denn der Schmerz drängt uns ganz unwillkürlich, ganz unwiderstehlich zum Alleinsein mit uns selbst, zur Absonderung, zu einsiedlerischem Dasein. Er ist stärker als wir, und wir entsagen gerne, überlassen uns ihm ganz. Dies Land, dein Land, mein Freund, das uns so mild mit Traurigkeit erfüllt, wird gemach der heimliche Bundesgenosse meines Herzens.

* * *

August.

Aber das Leben läßt uns in unserer heiligen Ruhe nicht allein, nicht allein mit unsern Tränen; es kommt und holt uns und wirft uns jäh mitten in Angst und Kampf hinein ...

René ist in den Fluß gestürzt. Ich höre seinen Angstschrei, mein ganzes Wesen bebte. Während ich der Stimme zulief und zitterte und sagte, glaubte ich ihn verloren. Und mit plötzlicher furchtbarer Klarheit fragt' ich mich: Kommst du auch noch recht, um ihn vor dem Wehr herauszuziehen?

Die Müllerin hat ihn dann gerettet. Aber er hat sich erkältet. Noch immer hütet er das Bett. Ich bleibe bei ihm, solange ich nur irgend kann. Welch ein Schatz ist es mir jetzt, das kleine gebrechliche Wesen, das ich beinahe verlor und das doch mein Ein und Alles ist hienieden. Hat die Erschütterung den krankhaften Druck auf meinem Gemüt gebrochen, daran ich litt? Neben dem Gesichtchen meines Kranken ist das des Vaters weggeschwifft. Ich seh' es nicht mehr. Dies Kind gehört mir allein. Und eine im Entsetzen geborene Zärtlichkeit nimmt, ich fühl es, die Stelle des Mitleids ein, des gebeugten, von vorher! Und ich höre eine Stimme, die mir zuruft: Er bleibt dir noch ein Weilchen ... Aber das weißt du ja, lange bleibt er dir nicht ...

* * *

Heut nachmittag war er eingeschlafen, und ich betrachtete sein schmales Gesicht. Es wollte mir noch spitzer, noch blasser erscheinen. Und immer raunte die geheimnisvolle Stimme auf mich ein. O ja, ich weiß es, des Vaters Krankheit lauert auf ihn. Er ist von vornherein verurteilt. Aber ich kann wenigstens versuchen, ihn zu verteidigen, über ihn zu wachen. Und wenn ich recht wache und ihn recht herze, kann ich vielleicht die Stunde hinauschieben ...

Da öffnet er die Augen und begegnet meinem Blick! Er winkt mir, er möchte mich küssen: „Mama!“

Seit wir ein paar Tage so nah beieinander verbracht haben, wird er zusehends zutraulicher. Vielleicht errät er dunkel, was in mir vorgeht.

Mein Freund, hab' ich denn noch nicht genug gelitten, indem ich dich verlor?

* * *

René hat sich erholt. Er hat Spiel und Spaziergang wieder aufgenommen. Ich seh' ihm vom Fenster aus zu.

* * *

Armes Gesichtchen, zartes, in deinem Matrosenkleid, mein Blick ist unruhvoll auf deinen schmalen Schultern und überfeinen Gelenken gebannt. Welcher Kummer, wenn ich zusehen muß, wie er den vollen Teller von sich schiebt ... Ich weiß wohl, ich gebe ihm zu häufig nach und lasse seine Launen hingehen; denn ich fürchte nichts



Kinderzimmer an der Schweiz. Landesausstellung, ausgeführt von P. Artisan, S. A., Genf, nach Zeichnungen von Kunstmalers J. Jacobi.

so sehr als die Mutanfälle, wenn er auf Widerspruch stößt. Sie schwächen ihn furchtbar. Doch ich selber bin zu schwach. Ich steh ihm vielleicht im Wege, störe ihn ...

* * *

August.

Während ich gestern im Städtchen war, hat mich auf einmal der Gedanke an René überwältigt. Was tat er eben jetzt? Von jetzt an steh ich im Bann einer entsetzlichen Angst vor irgend einer Katastrophe. Und als ich ihn sah, wie er die Allee herunter auf mich zueilte, hab ich ihn in die Arme genommen und ihn hart an mich gepreßt.

„O, Mama, du tust mir weh!“

Sie können nicht begreifen, daß wir sie so umarmen müssen, kaum daß wir sie verließen. Können all die Mängte und Vorgefühle, die uns benehmen, all die Schreckbilder nicht verstehen, die uns ängstigen. Wenn wir sie so gefund und munter vor uns haben, sehen sie nicht ein, warum wir sie so umfassen ... Mit unserer Umarmung wollen wir sie gegen den unsichtbaren, allgegenwärtigen Feind beschützen.

* * *

August.

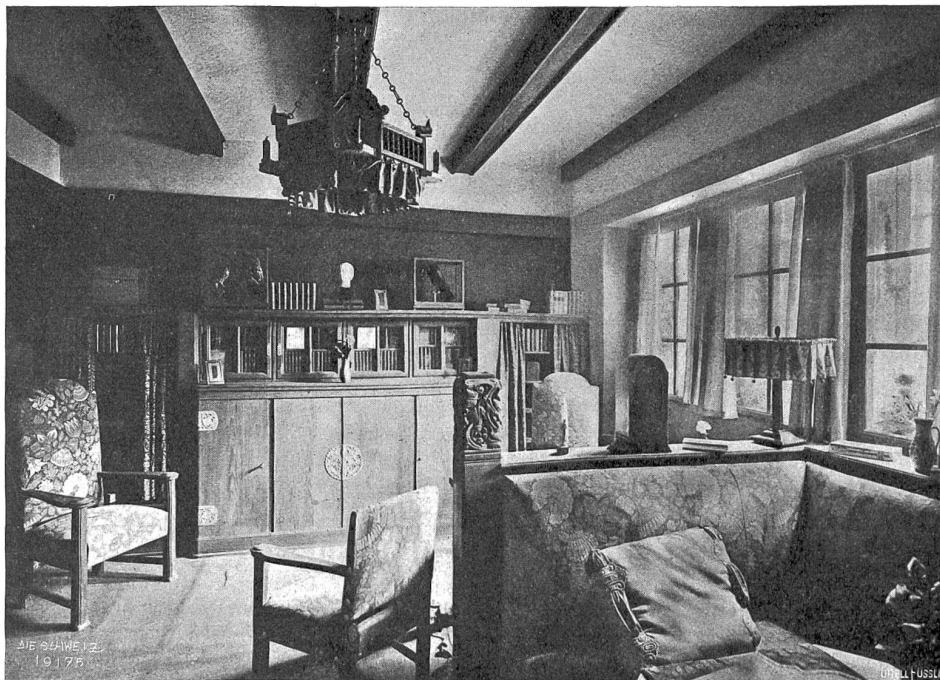
Ich höre, ein großer Pariser Arzt weile vorübergehend in der nahen Stadt. Ich schreibe ihm, er möchte herkommen und meinen Sohn untersuchen, und schicke ihm den Wagen entgegen.

Er ist gekommen. Ein leicht ergrauter, blasser Mann, kühl, zurückhaltend, mit Augen, die bis auf den Grund der Menschen zu blicken scheinen. Er hat René mit peinlicher Sorgfalt untersucht und mich schon dadurch gestärkt.

„Es ist gut, mein Freund,“ und versetzte ihm scherzend eins auf die Wange. „Jetzt lauf!“

Und als wir allein waren, hat er sich zu mir gewendet. Mein Herz pochte heftig. Doch ich suchte meine Erregung zu bewältigen, und das Beben meiner Stimme unterdrückend machte ich ihm Mitteilung von der Krankheit des Vaters. Er unterbrach mich einmal: „Die Vererbung, Frau ...“ und zuckte leis und wie tröstend die Achseln.

Als ich geendet, nahm er mit gemessenem Ton das Wort und sagte, seine klaren Augen fest auf die meinigen gerichtet: „Verehrte Frau, Ihr Sohn ist völlig gesund. Er ist zu rasch gewachsen und ist leicht erregbar. Man muß ihn kräftigen, das ist alles. Aber über die Idee der Vererbung brauchen Sie nicht lange zu grübeln.



Arbeitszimmer eines Gelehrten an der Schweiz. Landesausstellung, nach Entwurf von Friedrich Berner, Architekt, Zürich.

Alles, was er vom Vater hat erben können, ist eine gewisse nervöse Schwäche, eine Anlage, die eine richtige Erziehung aber heilen kann. Die Vererbung, verehrte Frau, ist ein Schreckbild, dessen man sich nur zu oft bedient hat. Nein, die Erziehung ist alles. Und das haben Sie ja selbst gefühlt, da Sie Ihren Sohn auf dem Land aufwachsen lassen, unter den günstigsten Bedingungen, fern von unnützen Aufregungen und dazu noch in diesem milden Klima, das die Nerven entspannt. Behalten Sie ihn solange als möglich hier, halten Sie den Eintritt in die Schule hin, solange als es nur angeht! Wenn Sie sich ihm widmen wollen, können Sie seine Schulung selbst betreiben. Dazu ist Zeit und Fleiß alles, was nötig ist. Sie können ihm, viel besser als ein Lehrer, die Anfangsbegriffe beibringen, ohne ihn zu ermüden, in kleinen, kurzen Stunden und Aufgaben, die seine Aufmerksamkeit nicht allzulange beanspruchen und ihn auch nicht zum Sitzen zwingen. Dazu viel Bewegung im Freien, Übungen! Eine sanfte Festigkeit! Keine Aufregungen! Aber auch keine Wehleidigkeit aufkommen lassen! Das ist mein ganzes Rezept, verehrte Frau!“

Und da ich ihn dankbar ergriffen betrachtete, fügte er noch mild hinzu: „Sie können einen normalen, gesunden, tüchtigen Knaben aus ihm machen!“

Er schwieg einen Augenblick. Und da er mich betrachtete, meine Trauer, meine Augen voller Tränen gesehen hatte, sagte er zuletzt halblaut: „Dies ist ein schöner Grund zum Dasein, verehrte Frau!“

Und ich faßte seine beiden Hände.

* * *

Heut abend finde ich zum ersten Mal etwas wie Sonnenschein auf meinem düstern Wege. Gewiß, René entgeht dem Gericht, das ihn bedrohte. Er ent-

geht ihm ... Vorausgesetzt, daß ich wachsam, ruhig, weise genug bin. Mir kommt es zu, ihn der Belastung vom Vater her zu entziehen, ihn zu retten. Von mir hängt sein Heil ab. Von mir, die ich nahe war zu verzagen, die da stand und zusah wie ein stummer, entsehter Zeuge ... Finde ich wohl die Kraft, mir Energie, Willen und unermüdete Geduld zu schaffen? Ich muß sie finden, damit mein Kind am Leben bleibt. Ach mein Freund! Du, der du stark warst und mir geholfen hättest, zu dir komm ich und frage! Hilf mir! Vielleicht, daß ich, dein gedenkend, nicht mehr jene verzehrende, lähmende Lust am Leide, die uns vom Leben scheidet, finde, sondern vielmehr die geduldige Kraft eines Wesens schöpfe, das da leben will!

Du siehst, wie schwer meine Sendung ist: aus diesem Kinde soll ein Mann werden! Erst seit heute bin ich mir der Schwierigkeit der Aufgabe bewußt. Und mit Leib und Seele nehm ich sie auf mich. Nun

kann ich auch an seinen Vater mit geminderter Bitterkeit zurückdenken. Er hat ja sein Leiden nicht auf unser Kind übertragen. Einiges Licht breitet sich so über alles Gewesene.

Es gibt kein böses Geschick, das sich unabwendbar gegen unglückliche Verurteilte wirft. Es gibt eine Kraft, die imstande ist, alles Elend zu besiegen. Das ist die Liebe ...

* * *

August.

Ich beobachte René mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Ich hatte ganz offenbar unrecht, an ihm zu verzweifeln. Er ist verständig und empfindet wie ein anderer: nur anders. Er entwickelt sich nach eigenem Plan, nach einem Gesetz, das ich nicht kenne, in das ich aber suchen muß einzudringen. Wie schwer ist das, wie schwer!

* * *

(Fortsetzung folgt).

Die Raumkunst an der Schweiz. Landesausstellung.

Es wird kaum eine Zeit gegeben haben, in der mehr über Kunst und künstlerische Fragen geschrieben worden ist als die unsrige. Ueber die Art des Bauens und Wohnens stellte man gründliche Untersuchungen an und legte deren Ergebnisse in klaren Programmen nieder. Vor allem verlangte man Zweckmäßigkeit der Formen und Echtheit im Material. Die Forderungen, die man ursprünglich nur an das Kunstgewerbe gestellt hatte, wurden ausgedehnt auf die Architektur und die in ihrem Dienste stehenden Künste. Maler, Architekten und Kunstgewerbetreibende wurden nicht müde, immer wieder den Kampf für diese neue Idee aufzunehmen. Die ganze Bewegung, die als eine mächtige Welle über Deutschland und die Schweiz ging, kam von England her. Die Prophetenrufe, die jenseits des Kanals erschallten, fanden auf dem Kontinente ein kräftiges Echo, und bei der Gründlichkeit und Zähigkeit, die den Deutschen auszeichnen, ist es nicht zum Wundern, daß Deutsch-

land England nicht nur bald einholte, sondern sogar überflügelte. So kommt es, daß heute in Deutschland ebenso künstlerisch und praktisch gebaut wird wie in England, vor allem was das ländliche Wohnhaus betrifft, und die Erzeugnisse des deutschen Kunstgewerbes stehen den englischen in keiner Weise nach.

In der Schweiz setzte die Bewegung fast gleichzeitig ein wie in Deutschland. Die junge Architektengeneration suchte sich ihre Lehrmeister draußen auf, sie arbeitete in deutschen Ateliers, und mit seltenem Eifer studierte man die alten heimischen Bauarten und war bestrebt, an sie anknüpfend, eine anständige und wahre Formensprache zu schaffen. Nicht nur das Äußere der Bauten, das, was man schlechthin Architektur zu nennen pflegt, wurde besser, sondern auch die Durchbildung der Räume erfolgte wieder nach durchaus künstlerischen Grundsätzen. Es ging ein frischer Zug durch das Land; Künstler, Gewerbetreibende und Kaufleute stellten sich in den Dienst der jungen Sache. Man sprach gern und häufig und etwas zu laut von einem „modernen Stil“, und es schien, als ob man ein großes Programm bereits restlos erfüllt hätte. In Deutschland zeigte man im Jahr 1901 zu Darmstadt erstmals die Ergebnisse der neuen Bestrebungen, und in rascher Folge reihte sich Ausstellung an Ausstellung.

Auf der Schweizerischen Landesausstellung ist die Raumkunst (Gruppe 21) in einem großen und schönen Gebäude untergebracht, das als wirkungsvolles Mittelbau das alkoholfreie Restaurant des Schweizerischen Frauenvereins enthält. Die Gruppe enthält 54 verschiedene Räume, die alle von einer Jury erst geprüft wurden, ehe man sie zur Ausstellung zuließ. Wer diese Räume durchwandert, der wird sich mit Freude sagen, daß unsere Möbelgeschäfte, die hier ihre Arbeiten zeigen, in technischer Hinsicht außergewöhnlich Tüchtiges geleistet haben. Die Holzarbeiten sind fast überall tadellos, und selbst dort, wo der entwerfende Künstler, die Eigenart des Materials zu wenig berücksichtigend, komplizierte und praktisch nur sehr mühevoll herzustellende Formen gewählt hat, bleibt die Ausführung doch immer eine vorzügliche. Man spürt es deutlich, daß der Möbelindustrie in den



Wohnsalon (Style Régence) im Berner Charakter an der Schweiz. Landesausstellung. Aussteller: G. u. B. Schweizer, Bern, Architekt: R. von Wurtemberg, Bern.